

Reiner Sörries

Vorwort zum Katalog

Der Tod ist eine Herausforderung. Das ist nicht zu bestreiten, aber man kann sich ihr unterschiedlich stellen. Man kann sie zum Beispiel ignorieren. Friedhöfe und Bestattungspplätze an allen Orten dieser Welt erzählen von dieser Herausforderung, und wie man ihr begegnet. Allerdings kann man die Friedhöfe auch unter dem Blickwinkel einer grünen innerstädtischen Lunge, eines Biotops oder einer Naherholungsfläche betrachten und den Tod, der dort herrscht, nicht wahrhaben müssen. Wir sind es seit dem 19. Jahrhundert gewohnt, dass unsere Friedhöfe *schön* sind. Parkfriedhöfe und idyllische Waldfriedhöfe haben wir uns verordnet, weil die Toten auf ihnen etwas weniger aufdringlich erscheinen. Sanfte Engel und stille Genien haben das unmissverständliche Bild des Todes abgelöst und spenden Trost und Zuversicht. Heute herrscht sogar die Tendenz, gar keine Friedhöfe haben zu wollen und stattdessen die Beisetzung gleich in der Natur vorzunehmen. Der Tod und seine Bilder sind eben nicht einfach zu ertragen.

Angesichts der viel zitierten Globalisierung unserer Welt sind die Friedhöfe aber wahrlich global, denn es gibt sie – in unterschiedlichen Formen durchaus – überall. Und ein Friedhof benötigt nicht viel, um seine eigentliche Funktion zu erfüllen: Erde. Der Friedhof braucht Erde, mit der er unsere sterblichen Überreste gnädig und entsorgend bedeckt. Reduziert man den Friedhof auf diese, seine ureigenste Funktion, dann gleichen sich alle Bestattungspplätze dieser Erde und marginalisieren all das, das wir gewohnt sind, zu Problemen zu stilisieren.

Freilich wissen wir, dass zu unterschiedlichen Zeiten, an unterschiedlichen Orten, in unterschiedlichen Kulturen Friedhöfe ihr eigenes Gepräge entwickelt haben, aber Erdreich besitzen sie alle. Die Toten dürfen nicht vom Sonnenlicht erfasst werden, lautete die Überzeugung der antiken Römer, weshalb sie selbst bei einer Brandbestattung dem Leichnam vorher einen kleinen Finger abgetrennt hatten, um ihn separat mit Erde zu überdecken. Erde ist wichtig. Sie schenkt uns die Lebensgrundlage und beschwichtigt uns, wenn wir das Leben verloren haben. Erde stand schon immer symbolhaft für Werden und Vergehen.

Madeleine Dietz sammelt solche Erde. Friedhofserde. Aus aller Welt, aus aller Herren Länder und birgt sie in kleinen Holzkästchen, die sich gleichen wie ein Ei dem anderen. Dort wo uns die Erde zudeckt, sind wir plötzlich wieder unterschiedslos miteinander vereint: Menschen eben und nicht Individuen, die sich voneinander absetzen wollen. Zugegeben ist, dass die Persönlichkeit des einen oder anderen Verstorbenen etwas länger dauert als die des anderen, aber selbst wenn, dann ist alles nur eine Frage der Zeit. Ich bin mir sicher, dass selbst die pharaonischen Pyramiden dereinst vom Wüstensand bedeckt sein werden, falls sie nicht schon vorher aus anderen Gründen das Zeitliche gesegnet haben werden. Tröstlich. Das Betrachten von Erde unter diesem besonderen Aspekt wird zu einer Mahnung mit durchaus tröstlichem Hintergrund. Irgendwann deckt sie uns alle zu.

Dabei glaube ich nicht, dass Madeleine Dietz ein Pessimist ist, erst recht kein Moralist, eher eine Frau, die um diese Bestimmung des Menschen weiß und deshalb nach der Spanne Zeit fragt, die bleibt, bevor wir unter die Erde kommen. So wie es dieselbe Erde ist, unter der wir zu liegen kommen, so sind es eigentlich dieselben Bedürfnisse, die Menschen zuvor haben. Sie wollen leben, sich lieben, sich paaren und ein klein wenig mit Freude über diese Erde wandeln. That's the message! Man kann allenfalls fragen, warum Madeleine Dietz das Pferd von hinten aufzäumt, vom Ende her, wo es ihr doch ums Davor geht. Darauf mag man antworten: so sind halt Künstler. Und mit diesem Querdenken passt sie gut ins Museum für Sepulkraalkultur, das Totenkultur präsentiert, aber nicht um der Toten, sondern um der Lebenden willen. Alle Objekte und Handlungen der Bestattungskultur belegen Strategien der Lebenden, um mit dem Tod weiter leben zu können. Und dies gelänge leichter, wenn den Menschen das unvermeidliche Ende etwas bewusster wäre. Aggression und Verwundung sind Handlungen von

Menschen, die fest glauben, dass sie unsterblich sind. Sterblich ist ihnen allenfalls der andere.

Madeleine Dietz sammelt aber diese Erden nicht nur, sondern sie wird sie wieder zusammenführen, in einem Grab *side by side*, dass dieses letztgültige Verbrüderung der Menschen symbolisiert. Sie konfrontiert den Besucher zunächst durchaus mit Exotik, mit Bildern von Friedhöfen und Gräbern, die so ganz anders sind als unsere. Exotisch ist ein buddhistisches oder afrikanisches Grab aber nur für uns, für den Buddhisten oder den Nigerianer ist es vertraut. Was fremd und anders ist, bestimmt nur der je eigene Blickwinkel. Die Erde ist im Prinzip überall gleich.

Das Projekt von Madeleine Dietz ist nicht pessimistisch. Es hält uns vielmehr die natürliche Normalität des Faktischen vor Augen. Man kann daraus den Schluss ziehen, dass der Indianer ebenso wie der Afrikaner, der Australier wie der Europäer, nicht zu vergessen der Asiate ein Bestreben hat, die Spanne zwischen Geburt und Tod möglichst lang und angenehm zu gestalten mit ein bisschen Freude im Leben. Sollte diese Erkenntnis nun als marginal empfunden werden, dann sei ein Gang durch Geschichte und Gegenwart empfohlen, der uns vor Augen führt, wie häufig der eine dem anderen dieses Recht auf ein bisschen Glück nicht zubilligt. Carpe diem!